

Rezensionen Reviews

Joachim Baur (Hg.) Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: transcript 2010.

Der von Joachim Baur herausgegebene Sammelband „Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes“ reagiert auf den seit zwei Jahrzehnten anhaltenden „Museumsboom“ (7). Tatsächlich lassen sich nicht nur immer neue Museen zu den unterschiedlichsten Themen finden: Gern zitiert wird das „Spargelmuseum“ oder das „Schokoladenmuseum“, aber auch präparierte menschliche Körper („Körperwelten“), Freizeitaktivitäten (z.B. das Museum des Deutschen Fußball-Bundes) oder grenzüberschreitende Bewegungen („Migrationsmuseen“) werden museal aufbereitet präsentiert. Neben der sich ausdifferenzierenden Musealisierung des Alltäglichen lässt sich eine zweite Tendenz feststellen – die Musealisierung der Gegenwart. Dies zeigt sich unter anderem in den Transformationen schon existierender Museen, wie z.B. des Frankfurter Historischen Museums: In der überarbeiteten und ergänzten Dauerausstellung wird es einen Part „Frankfurt jetzt“ geben – Hinweise also, dass das Museum aus seinen vier Wänden ausbricht oder eben die Gegenwart in das Museum Einzug hält. Es scheint somit durchaus an der Zeit, sich zu fragen, welche methodischen Ansätze für die Analyse von Museen ergiebig sind. Der rezensierte Sammelband versteht sich hier, wie im Titel deutlich wird, als Grundlegung für ein „neues Forschungsfeld“. Der Herausgeber Joachim Baur betont in der Einleitung die beiden wesentlichen Ziele: Zum einen ein „kritisches Verstehen“ der Institution jenseits einer „philosophisch-totalisierender Herangehensweise“ (8) zu ermöglichen und andererseits einen „analytischen Werkzeugkasten“ zur Verfügung zu stellen (9).

Im ersten der drei den Sammelband untergliedernden Abschnitte nähert Baur sich definitorisch dem „Museum“. Hierbei skizziert er einerseits die begriffliche und institutionelle Genealogie des Museums und stellt kursorisch ein Kaleidoskop möglicher Analyseansätze vor. Die Kulturanthropologin und Museumsforscherin Sharon Macdonald konzentriert sich anschließend auf die veränderte Sicht auf das Museum im Zuge der New Museology, auf die ich, da es sich um einen zentralen Wendepunkt in der Museumforschung handelt, der im Sammelband immer wieder aufgegriffen wird, weiter unten zurückkommen werde.

Im zweiten Teil „Methoden“ werden historisch-quellenkritische (Thomas Thiemeyer), ethnographische (Eric Gable), zeichen- (Jana Scholze) und erzähltheoretische (Heike Buschmann) Begrifflichkeiten und praktische Forschungsdesigns sowie neue Tendenzen in der BesucherInnenforschung (Volker Kirchberg) vorgestellt und diskutiert.

Der dritte Abschnitt widmet sich den „Perspektiven“. Hier werden „unterschiedliche Fragehorizonte und thematische Zusammenhänge“ präsentiert, innerhalb derer sich Museumsanalysen verorten können (11): das Museum als umkämpfter Raum in der Erinnerungskultur (Katrin Pieper), als Element der Stadtentwicklung (Volker Kirchberg) und im Kontext der Wissenschaftsgeschichte. Der Sammelbeitrag mit kurzen Statements aus Frankreich (Hanna Murauskaya), Spanien (Maria Bolaños), Italien (Giovanni Pinna) und Russland (Hanna Murauskaya) soll einen Überblick über die wichtigsten Publikationen und Forschungstrends in den jeweiligen Ländern geben und auf die „Notwendigkeit einer weiteren Internationalisierung der museumswissenschaftlichen Debatte“ verweisen (12). Da ich gerade in der Multiperspektivität die Stärke des Bandes sehe, werde ich auf alle Ansätze eingehen und die mir wesentlich erscheinenden Aspekte in Relation zueinander setzen.

Die Aufsätze lassen sich grob betrachtet in drei Gruppen der methodischen Herangehensweise unterteilen, die von einer Analyse der Mikroebene über die Mesebene bis hin zur Makroebene reichen: Im Hinblick auf die Mikroebene spielen vor allem der Ausstellungsraum mit seinen Texten, Objekten und RezipientInnen eine zentrale Rolle. Auf der Mesebene werden die sozialen Interaktionen im Museum ethnographisch betrachtet und der Fokus liegt auf den Bedeutung generierenden Praktiken. Bezüglich der Makroebene wird das Museum im Spannungsfeld gesellschaftlicher Transformationsprozesse untersucht. Diese Dreiteilung deckt sich teilweise mit der im Sammelband vorgegeben Anordnung der Beiträge, teilweise liegt sie jedoch quer dazu.

Dieser von mir aufgemachten Struktur folgend werde ich zunächst Thiemeyer, Buschmann und Scholz diskutieren, die sich auf die Textebene der Ausstellung konzentrieren. Thiemeyer stellt die Methode der hermeneutischen Quellenkritik vor und interpretiert die Ausstellung als Quelle. Diese Quelle ist schon deswegen etwas unhandlich, da sie sich nicht nur aus Texten, sondern auch aus Objekten zusammensetzt. Diesem Umstand wird der Autor gerecht, indem er die zentralen Begriffe „Tradition“, „Denkmal“ und „Überrest“ in Anlehnung an den Historiker Gustav Droysen definiert und die Wandelbarkeit von Objektbedeutungen diskutiert. Quellen, die mit der Absicht der Überlieferung angefertigt werden, gehören demnach der Kategorie „Tradition“ an, unbewusste Zeugnisse dem „Überrest“ und

„Denkmale“ gelten als „Erinnerungszeichen“ (76ff). Diese Zuschreibungen sind jedoch nicht statisch: Im Zuge ihrer Musealisierung erhalten zum Beispiel Alltagsobjekte einen anderen medialen Raum, wechseln vom privaten und kommunikativen in das öffentlich-kollektive Gedächtnis. Als Quellen und Exponate sind sie nicht länger biographisch gestützt, sondern ethnographisch definiert“ (76). In seiner darauf folgenden Präsentation einer Checkliste der Ausstellungsanalyse fließt diese zentrale Bedeutung der Objekte nicht mehr mit ein. Das Forschungsdesign stellt vor allem eine auf die Programmatiken sowie die Ausstellungstexte und -objekte ausgerichtete Analyse dar. Wie Thiemeyer selbst kritisch bemerkt, liegen die Vorteile der hermeneutischen Methode vor allem darin, die nicht gesagten und tabuisierten Aspekte der Geschichtsschreibung aufzudecken, aber nicht unbedingt der materiellen Dimension von Ausstellungen gerecht zu werden (89). Während Thiemeyer diachron und somit eher die Geschichten hinter den Objekten, Texten und der Ausstellungenskonzeption analysiert, konzentriert sich Scholze auf die Analyse der Zeichenprozesse im Museum und die Semiotik: „Sie erlaubt eine Differenzierung der komplexen Beziehungen zwischen den konkreten Objekten, dem räumlichen Arrangement, beschreibenden Texten und nicht zuletzt dem Besucher“ (129). In Anschluss an die ideologiekritischen Arbeiten von Roland Barthes und von Umberto Eco fragt die Semiotik nach der Diskrepanz zwischen konkretem Objekt und seinem Zeichencharakter (133) sowie nach der Polysemie von Präsentationen. Scholze untersucht Ausstellungen als Kommunikationsphänomene (137). Die Ausstellungenskonzeption sei hiernach ein „Versuch der Begrenzung und Ordnung von Bedeutungen mittels Codierungen“ (137). Bezugnehmend auf Eco gehe es um die Analyse der „Bedingungen und Verstehbarkeit einer Botschaft“ (146). Das Verhältnis von Text und Objekt wird durch ein Beispiel Mieke Bals verdeutlicht: Durch den im Text erzeugten Realismus würden Aussparungen und Leerstellen unsichtbar gemacht bzw. unterdrückt (135). Ähnlich wie Thiemeyer und Scholze konzentriert sich auch Buschmann auf die Textebene der Ausstellung, jedoch stellt sie das Zusammenspiel von Erzählung und Leseprozess in den Mittelpunkt. Die Erzählung, die in Anlehnung an die neue Kulturgeographie durch die räumliche Gestaltung der Ausstellungsarchitektur dreidimensional interpretiert wird, gibt demnach eine Struktur vor, deren fehlende Verknüpfungen durch den Betrachter hergestellt werden. Für die Narrationsanalyse spielt die Erzähler- und Figurenanordnung genauso wie die Geschichte, der Plot des Textes, die Zeitstruktur und ihre Beziehungen untereinander eine wesentliche Rolle (152f).

Während bei diesen drei Aufsätzen MacherInnen, Programmatiken und Ausstellungstexte im Mittelpunkt stehen, schaut sich Kirchberg die Entwicklungen in der Evaluationsforschung an und geht der Frage nach, wie erforscht wird, was bei den LeserInnen und RezipientInnen nach der „Lektüre“ in

Erinnerung bleibt und als Lernleistung gilt. Dies scheint Heiner Treinen zufolge nicht viel zu sein: „Museen als Lernorte sind eine irrige Annahme“ und zeichnen sich vor allem durch „aktives Dösen“ aus (175). In Auseinandersetzung mit diesem sogenannten „Treinen-Schock“ wurden in der Evaluationsforschung zunehmend die unterschiedlichen Lernvoraussetzungen und Wahrnehmungsmuster in die Bewertung der Vermittlungsleistung von Ausstellungen miteinbezogen (176). Es war der Beginn einer weniger quantitativ-deskriptiven und stärker analytisch-qualitativ ausgeprägten Besucherforschung (180). Hieran anknüpfend kann Gables und Macdonalds Anspielung an die im Hinblick auf ihre Intentionen gescheiterte Ausstellung „Into the heart of Africa“ gelesen werden. Gable kommentiert, dass vor allem die fehlende BesucherInnenorientierung dazu führte, dass die Ausstellung trotz ihres kritischen und antikolonialen Anspruchs von großen Teilen der „schwarzen Community“ als beleidigend empfunden wurde (54). Macdonald ergänzt, dass durch die Ironisierung von kolonialen Objekten zwar postkoloniale Verhältnisse und rassistische Stereotype in Frage gestellt werden sollten, jedoch sei diese Ironisierung in Form „postmoderne(r) Repräsentationsstrategien“ (55) bei den BesucherInnen nicht als solche angekommen.

Gable möchte ich im Folgenden noch ein weiteres Mal herausgreifen, um eine Form der Museumsanalyse zu diskutieren, bei der nicht die Repräsentation und die Ausstellung im Vordergrund stehen, sondern der Prozess der Bedeutungsherstellung und das Museum als sozialer Raum. Gable bewegt sich damit auf der Mesebene der Analyse, beachtet also nicht mehr den Ausstellungstext, seine Entstehungsgeschichte oder seine Decodierung, sondern die Menschen in den Räumen des Museums. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Ansätzen und ihrer linearen Analyserichtung ist Gable darauf bedacht, die sozialen Interaktionen zu rekonstruieren und „unbewußte kulturelle Strukturen“ zu entschlüsseln (109). Hierbei untersucht er nicht explizit Ausstellungen, sondern das Museum als Institution. Gable steht für einen analytischen Blick auf das Museum, welcher sich dem „social life“ der Institution verschrieben hat und ist neben Macdonald der einzige Vertreter dieser Perspektive im Rahmen des Sammelbands. Gable deutet das Museum als sozialen Raum bzw. mit einigen Abstrichen als ethnographisch beobachtbares „Dorf“ (109). Der Prozess der Wissensproduktion sowie die Interaktionen von beteiligten AkteurInnen sind bei Gable zentral (108).

Gable tangiert mit seinem Beitrag aber auch das dritte von mir aufgemachte Feld: die Makroperpektive gesellschaftlicher und politischer Konflikte um Wahrheits- und Repräsentationsfragen. Diese methodischen Ansätze verorten und diskutieren Museen in ihren wissenschaftlichen, kulturpolitischen und sozioökonomischen Kontexten. Was die meisten dieser Aufsätze durchzieht, ist sowohl die

Feststellung einer Transformation der Wissenschaften, die sich mit dem Museum beschäftigen, als auch einer Transformation der dem Museum zugeschriebenen Funktionen und Aufgaben. Insbesondere in den Aufsätzen von Macdonald, Gable und Pieper wird deutlich, wie diese Phänomene mit politischen Transformationen, Kritik an Repräsentationspraktiken und -diskursen sowie den Protestbewegungen der 1960er/70er Jahre (53, 100, 189) verbunden sind. Das Entstehen der Neuen Museologie, wie auch des „study up“ (99) in der Ethnologie, welches sich der „ethnographischen Untersuchung von Institutionen innerhalb des Staates“ zuwendet, „die an der Produktion und Verbreitung des Wissens“ beteiligt sind (Gable, 102), sind Teil und Produkt dieser gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Gable, Macdonald und auch te Heesen beschäftigen sich mit diesen Transformationen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses in ihren jeweiligen Disziplinen und deren Bedeutung für die Museumforschung und die Ausstellungsarbeit. Auffallend sind hierbei zwei Neuerungen: In den Vordergrund trat in den letzten beiden Jahrzehnten die Bedeutung von Objekten, die Analyse der Wissensproduktion in Ausstellungen und der Anspruch der „Demokratisierung“ des Museums (Kirchberg, 254). In dieser Perspektive rückt also die Analyse des Verhältnisses von Wissensproduktion und Machtverhältnissen in den Mittelpunkt. Macdonald argumentiert, dass sich diese Sicht auf das Museum nicht zuletzt durch eine an Foucault angelehnte Repräsentationskritik entwickelt hat, die die Wertfreiheit von Wissen in Frage stellt und in Hinblick auf die Fragen der Reproduktion von Ungleichheit untersucht (52). Sie zeichnet die Wandlungsgeschichte der Museumswissenschaft von einer auf praktische Fragen der Verwaltung und Konservierung ausgerichteten Wissenschaft (50) zur selbstreflexiven „New Museology“ nach. Te Heesen wie auch Macdonald verweisen hier u.a. auf Bruno Latour und seine Sicht auf Objekte als eigenständige Akteure. Neue sich hieraus generierende Forschungsansätze rekurrieren dabei auf die Verfolgung von Objekten und ihre Kommodifizierung und gehen hierbei mit Objektbiographien über textbasierte Ansätze hinaus (58). Auch te Heesen deutet darauf hin, dass mit der zunehmenden Relevanz von Universitätsansammlungen und der Wiederentdeckung der Kunst- und Wunderkammern sowohl neue Fragen nach dem Verhältnis von Artefakt, Wissenschaft und Museum, als auch den Praktiken des Sammelns und Strukturierens von Objekten aufkommen sind (217).

Wissen und Macht spielen auch im Aufsatz von Pieper und dem zweiten Beitrag von Kirchberg eine Rolle. Besonders aufschlussreich ist deren kritische Auseinandersetzung mit kollektiven Gedächtnistheorien und Erinnerungskulturen. Assmanns viel zitiertes Konzept des kulturellen Gedächtnisses affirmiere demnach „die Vorstellung eines statischen, homogenen, in sich geschlossenen und einheitlichen Gruppengedächtnisses“ (195). Pieper setzt dem eine anwendungsorientierte Lesart in Form des

Konzepts der Erinnerungskultur entgegen. Erinnerung wird hier mit Bezug auf Gordon Fyfe als „conflicted space“ gedeutet, in dem Identitäten und legitimierende Narrationen ausgehandelt werden (201). Die Autorin interpretiert Museen als „Indikatoren“ und „Generatoren“, welche ihre Konjunktur sowohl den seit 1989 erfolgten politischen Transformationen als auch den Forderungen nach Anerkennung durch „minoritäre, migrantische und postkoloniale Erinnerungsgemeinschaften“ verdanken würden (190). Diese gesellschaftlichen Transformationen gingen immer auch mit einer Forderung nach der Veränderung von Erinnerungskulturen einher. Für die Analyse dieser Dissonanzen und Transformationen schlägt Pieper ein diskursanalytisches Vorgehen vor, das Rückschlüsse auf „dominante Diskursinhalte“ und „Erinnerungsakteure“ erlaube (207).

Auch bei Kirchberg wird das Museum im Sinne eines Generators und Indikators gesellschaftlicher Transformationsprozesse gesehen, diesmal aus der Blickrichtung der Stadtentwicklung. Museen seien demnach „als pseudokommerzielle Unternehmen“ dazu aufgefordert worden, Bedürfnisse wirtschaftlich profitabler Zielgruppen zu bedienen. Bildungspolitische Aufgaben träten damit in den Hintergrund und die Erlebnisorientierung in den Vordergrund. Es käme zu einer Segregation aus Marketinggründen, da immer nur bestimmte Zielgruppen adressiert werden (249). Kirchberg zufolge wird das Museum zum Instrument für die kulturelle und wirtschaftliche Revitalisierung von Stadtquartieren. Methodisch greift der Autor auf ein dreigeteiltes Raumkonzept zurück, wobei er das Museum als materialisiertes Produkt sowie als Teil der Imagebildung im Stadtraum und in der politischen Arena der städtischen Gesellschaft analysiert (232). Er kontrastiert hierbei die verschiedenen Funktionen, die latent oder manifest dem Museum zugeschrieben werden und die Interessenkonflikte, die sich an diesen unterschiedlichen Zuschreibungen entladen (232). Abschließend geht Kirchberg auf die New Museology und die Demokratisierung des Museums ein, deren Ziel es sei, „Wissen über potenzielle und bisher aufgetretene lokale Konflikte zu erwerben und dieses Wissen bei der Realisierung von Ausstellungen umzusetzen“ (255).

„Wie man ins Museum hineinfragt, so schallt es heraus“ (42), bemerkt der Herausgeber in Bezug auf die Analyse von Museen. Gleiches gilt für die Einschätzung dieses Sammelbandes: Wer eine Programmatik für die Analyse von Museen erwartet, wird beim Lesen nicht auf seine Kosten kommen. Wer sich jedoch Anregungen holen und einen Einblick in die Bandbreite unterschiedlicher methodischer und theoretischer Sichtweisen auf das Museum gewinnen möchte, wird eine Vielzahl interessanter Ansätze finden. Gerade die interdisziplinäre Zusammenstellung macht das Lesen reizvoll. Der Band erlaubt es, unterschiedliche Methoden miteinander in Verbindung zu setzen und dies

gibt wiederum Denkanstöße für neue Forschungsperspektiven. Viele der Aufsätze insbesondere aus dem „Methoden“-Teil bieten kompakte Einführungen in Konzepte und Begrifflichkeiten der jeweiligen Forschungsfelder. Hierbei wären jedoch eine vollständige Aufführung der zitierten Literatur sowie ausführlichere Bibliographien wünschenswert gewesen. Der Sammelbeitrag zur internationalen Perspektive am Ende des Bandes ist nicht ganz schlüssig eingebunden in das Gesamtkonzept und steht etwas isoliert da, er kann aber zumindest Eindrücke über die Entwicklung und den Stand der Museumsforschung in den jeweiligen Ländern vermitteln. Weiterführend und wünschenswert wäre auch eine Diskussion des Verhältnisses zwischen „Ausstellung“ und „Institution Museum“ gewesen. Ein Großteil des als Methodenteil ausgedruckten Parts des Buchs widmet sich der Ausstellungsanalyse. Dies ist sicherlich ein wesentlicher Teil der Museumsanalyse, aber darin erschöpft sie sich nicht. Gerade in Hinblick auf die Erkenntnisse der New Museology, auf die im Band sehr oft rekurriert wird, wäre eine explizite analytische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Ausstellung und Museum aus folgenden Gründen fruchtbar gewesen: Die Ausstellung ist zwar der sichtbarste Teil des Museums, aber sie ist nur *ein* Teil von ihm. Gerade die „Neuen Museen“ (vgl. Kirchberg) gehen über das reine Ausstellen und über die Wände des Museums hinaus – sei es mit Veranstaltungen, Workshops oder der Einbindung von AnwohnerInnen/BesucherInnen. Unabhängig davon lässt sich auch in ganz „klassischen“ Museen, die sammeln, bewahren und exponieren, ein reges soziales Leben finden, wie Gable sehr anschaulich zeigt. Weiterhin sind Museen Teil einer politischen und kulturellen Landschaft. Als Institutionen sind sie nicht nur die Gebäude, in denen Ausstellungen beherbergt werden, sondern auch Elemente eines sozialen Raums. Sie haben einen ökonomischen, bildungspolitischen und/oder kulturellen Auftrag. Um das „Was“ und „Wie“ des Gezeigten wird nicht nur intern, sondern auch medial gestritten. Es ist nicht statisch, sondern unterliegt Transformationen und Wandlungen. Das Museum mit seinen BesucherInnen, MitarbeiterInnen, Objekten und Ausstellungen ist in vielfältige ästhetische, soziale und politische Vernetzungen eingebettet. Es ist eingebunden in gesamtgesellschaftliche Machtverhältnisse. Es wäre selbstverständlich eine Illusion zu glauben, diese Komplexität ließe sich in einer einzigen Studie abbilden. Mit erscheint es jedoch sinnvoll, im Rahmen von „Museumsanalysen“ Methoden zu generieren, um jene Leerstelle zu füllen, die entsteht, wenn entweder nur Ausstellungen (Mirkoebene) oder nur die Rolle des Museums im gesamtgesellschaftlichen Kontext (Makroebene) untersucht werden. Die im Buch erwähnten Ansätze zu einer konkreteren Beschäftigung mit den Biographien von Objekten (vgl. u.a. Macdonald) sowie ethnographisch inspirierte Untersuchungen geben hierfür wichtige Denkanstöße. Die Aufsätze

stellen somit eine überaus lesenswerte Grundlegung für ein neues Forschungsfeld dar und verdeutlichen gleichzeitig, dass sich eine Analyse dieser komplexen Zusammenhänge nicht mit einer singulären Programmatik bewältigen lässt.

Patricia Deuser

Jens Maeße: Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms. Bielefeld: transcript 2010.

Auffallend oft ist es die Europäische Hochschulstrukturreform, die SozialwissenschaftlerInnen über die Fachbereichsgrenzen hinweg fasziniert und Gegenstand zahlreicher Untersuchungen ist. In den letzten Jahren werden vermehrt wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, die weniger Erfahrungsberichte noch Zustandsbeschreibungen, sondern zumeist kritische Analysen einer Reformwirksamkeit an den Hochschulen sind. Zuletzt spielt dabei immer häufiger die wichtige Frage nach der Verantwortung für das Reformhandeln eine zentrale Rolle. Da das hochschulpolitische Feld durch eine Vielzahl und eine Vielfalt von Akteuren konstituiert wird, die gemeinsam an den Planungs-, Implementierungs- und Umsetzungsprozessen der Reform beteiligt sind, gestaltet sich die Suche nach dem Einen, der dafür Verantwortung trägt, äußerst kompliziert. Das zeigt zum Beispiel die Publikation von Jens Maeße, der diskursanalytisch die Frage untersucht, „wie der technokratische Konsensdiskurs des Bologna-Prozesses politische Handlungsfelder aufspannt, in denen Akteure an den Hochschulen, Ministerien, Verbänden und der hochschulpolitischen Öffentlichkeit sich auf spezifische Art und Weise verorten müssen.“ (12)

Der Autor, ein Soziologe an der Universität Mainz, wählt den sprachwissenschaftlich-analytischen Zugang, um anhand der Protokolle (z.B. der Bologna-Beschlüsse) und anderer Dokumente (z.B. der Hochschulrektorenkonferenz) nachzuvollziehen, wie sich „politische Verantwortlichkeit unsichtbar macht“ (29). Dieses Phänomen ist dem Reform-Prozess eigentümlich inhärent. Die zahlreichen Texte, die den Prozess aufklärend begleiten, lesen sich Maeße zufolge „sperrig und technokratisch. Oft können viele unterschiedliche Bedeutungsvarianten nebeneinander bestehen, wobei es schier unmöglich scheint, sich auf eine der multiplen Möglichkeiten von Sinn festzulegen“. (28)

Damit lassen sich zunächst zwei Besonderheiten des Reformprozesses herausarbeiten, die für den Autor und sein Untersuchungsvorhaben eine „analytische Herausforderung“ darstellen (133). Zum Einen betrifft das die Beschaffenheit des Bologna-Prozesses, der einen „Kreativität stiftenden Cha-